

**Helmut Martens**

**Sturm-Wind-Zeit  
Und das rettende Geländer der Poesie**

## Sturm-Wind-Zeit

Diese Menschenwelt war noch zu keiner Zeit so eingerichtet, dass die Nachdenklichen sich nicht genötigt gesehen hätten, sich über das „ganz und gar Scheißige dieser Welt“ den Kopf zu zerbrechen. Und auch wenn wir die großen Abstraktionen, also die Vorstellungen, Ideen, allgemeinen Bestimmungen, von denen uns die Wissenschaft erklärt, dass sie ihren Lauf prägen – und von denen Goethe sagt, dass wir uns vor ihnen fürchten sollen – beiseite drängen, oder gar glücklich vergessen können – für eine Weile: Der Staub des Alltags bleibt. Und jedenfalls ist es dann die Kunst, die ihn uns bisweilen von der Seele wischt.

Wenn die vorliegenden Gedichte dies vermöchten, wäre ich sehr zufrieden. Würde es mir darüber hinaus an einigen Stellen gelingen, Nachdenklichkeit zu erzeugen, dann läge auch das ganz in meiner Absicht. Gegenüber der plakatierten Oberfläche des losgelassenen Prozesses unserer Moderne versichern uns unsere Politiker, rigoros lächelnd, immer wieder, dass es keine Alternativen gebe zu ihren Lösungen gebe. Aber ihre Lösungen kaufen bestenfalls ein wenig Zeit und lösen nichts. Der große, alles wirklich politische Denken zunehmend erstickende Grundkonsens zwischen den etablierten Parteien unseres Politikbetriebs bekommt so Risse. Schon mit wenig Gespür sieht man die Katastrophen heraufziehen, die kommen werden. Literatur vermag da nur wenig über das Kunstschöne hinaus. Aber auch Weniges ist in unserer Lage besser als nichts. Das „Geländer der Poesie“ mag uns immerhin Halt geben. Wir könnten innehalten. „Sinn vernehmendes oder sinnendes Handeln“, das dem praktischen Handeln vorausgehen muss, könnte so vielleicht angeregt werden.

In meinem Brotberuf habe ich als Sozialwissenschaftler gearbeitet, und als empirischer Sozialforscher habe ich dies immer im Blick auf gesellschaftliche Zusammenhänge, auf die politische Gestaltung und Gestaltbarkeit unserer Wirklichkeit getan. In den heutigen Zeiten eines „neoliberalen Einheitsdenkens“ und einer „TINA-Politik (there-is-no-alternative) ist wissenschaftliche Arbeit in dieser Perspektive oft ernüchternd und frustrierend. Bisweilen sah man sich dann als empirischer Arbeitsforscher – der immer nur für begrenzte, wohl definierte Gegenstandsbereiche und Bedingungen gültige Aussagen zu treffen beanspruchen kann – veranlasst, noch intensiver zu reflektieren: über „das große Ganze“, aber auch über das „ganz Persönliche“ darin. Das kann einen von neuem zu grundlagentheoretischer wissenschaftlicher Arbeit veranlassen. Aber auch die vorliegenden Gedichte sind Versuche, mit literarischen Mitteln beizutragen zu Selbstverständigungen, derer wir heute dringender bedürfen als seit langer Zeit.

Helmut Martens im Frühjahr 2013

## Inhaltsverzeichnis

### **I. Flüchtige Zeit**

Sturm-Wind-Zeit

Kirschblüten

Klimawandel

Lebensatem vom Frost bedroht: Fahnen

Menetekel

Unpathetischer Einwurf

Aufgehoben

### **II. Verwickelt ins Hier und Jetzt**

Im Casino verzockt

Billiger statt besser

Neujahrswunsch

Lob der Arbeit

Lob der Muße

Der Arbeitskraftunternehmer

Bei unserer Arbeit – nicht bei uns – sorglos

### **III. Schimpf mir nur keiner über Politik**

Scheinheiligendamm

Enger Horizont, kurzes Gedächtnis

Demokratisches Projekt der Moderne

Ende der Geschichte ?

Frauen an die Macht ?

Schimpf mir nur keiner über Politik

Es herrscht Ruhe im Land – noch

### **IV. Nie endend: literarische Begegnungen**

Gefangen in des Ichs kalter Einsamkeit

Für Wolfgang Koeppen

Ganz diesseitig Rilke lesend: Sternenstaub

Enzensberger von neuem lesend: Kleine Ewigkeiten - fast ohne Hoffnung

Rettendes Gelände der Poesie: Wislawa Symborska

Entdeckungen und Zwiegespräch: Eva Strittmatter

Aufhellend und klar an seinem Ort: Heinz Kahlau

## **V. Philosophische Reflexionen**

Die Sendung des Moses

Endliche Unendlichkeiten

Dialektik der Aufklärung

Verstehen: Hannah Arendt

Torheit in einer wohlgeordneten Welt

Im Angesicht der Großen Krise – Brecht und Bloch lesend

Conditio humana

## **VI. Erinnerungen**

Landschaftsbilder – ein Augenblick

Jahreswechsel

Weihnachtsmärkte

Klassentreffen

Abend

Erinnerung an G. H.

Leben

## **VII. Ausblicke**

Suche

Geh deinen Weg

Sehnsucht – immer noch

Gelassenheit des Beobachters

Winds of Change

Zuversicht

Wieder am Anfang

## **VIII. Das rettende Geländer der Poesie**

## I. Flüchtige Zeit

### Sturm-Wind-Zeit

Im Gras unter dem Zweig des Apfelbaums  
zwischen Vogelzwitschern und Blütenfall  
trägst Du zu mir milden Duft und den Hauch  
des anbrechenden Tags, neuen Lebens.

Oder es ist der Geschmack vom Salz dieser Erde  
und das Rauschen von Dir bewegter Wogen  
das du zu mir herüber trägst - als kühlende Brise  
über lispelndes Strandgras hinter den Dünen.  
Trägst mit dir Laute, in denen sich mischen  
Versprechen und ferne Erinnerung, die ich  
kenne, alte Träume, die du anklingen lässt, die ich  
verspüre, dich atmend und unter gestreichelter Haut.

Kommst in heftigen Böen, die an mir zerren.  
Fahnen knarren. Auf dem Deich lehne ich mich  
gegen dich, Wellen auftürmend mit heller Gischt,  
mir Wolkenfetzen entgegentreibend – weiß nicht wohin.  
Oder peitschst Blätter, die Bäume niederdrückend,  
manche vielleicht entwurzelnd, über den Weg.  
Machst frösteln wie unter stechenden Nadelspitzen  
im Eiswindregen, der gegen die Scheiben schlägt.

Bist Atem, Streicheln der Haut, und Peitschenhieb  
unruhiger Bote wechselnden Lebens über die Zeit,  
dem ich, dich spürend, noch zugehöre,  
treibst mich weiter, und meine Zeit, vor dir dahin.

## Kirschblüten

Über den Kirschenblütenzweigen ins blasse Blau  
dieses einen fern-nahen Frühlingstages  
war sie hinein getupft – federleicht dort, hoch oben.

War nicht erdrückend, hat vielmehr empor gehoben,  
ein Gefühl, wie ein Lufthauch, ganz zart, das ich  
zu teilen glaubte, mit dir, einen Augenblick lang.

War schon verweht, als ich aufsah von neuem,  
dich noch im Arm und den Geschmack des Lebens,  
deiner Haut, des Grases, von Erde am Mund.

Weiss nicht, was du sahst in dem Blau deiner Augen,  
kenne nicht deine Erinnerung - an diesen Kuss.  
nahm nur meine mit, die mir reichen muss.

Wie Kirschenblüten, vom Wind davongetragen.

## **Klimawandel**

Das Laub, es verfärbt sich sehr spät

In diesem Jahr fällt es noch kaum.

Klimawandel:

noch sehr warme Tage im November.

Einige Zugvögel bleiben jetzt.

Das stand neulich in der Zeitung.

Aber der erste Obdachlose

Ist doch erfroren in der letzten Nacht.

Das Herbstlaub färbt sich rot.

Die Blätter werden fallen.

Der Wandel des sozialen Klimas

bleibt auch nicht auf Dauer folgenlos.

## **Lebensatem vom Frost bedroht: Fahnen**

Die Zeiten sind vorbei, da man sie voran trug  
in die Schlachten  
ein Lied auf den Lippen, den Trommelwirbel im Ohr  
und sie niedersanken,  
nein, nicht die Fahnen, die, die ihnen folgten  
blutige Erde küssend, Heldentod.

Hölderlins Fahnen, sie klirren eisig im Wind.  
Die Schwäne, Erinnerung  
trunken nach Licht im heilig-nüchternen Wasser.  
Und Rilke ist die Fahne,  
die den kommenden Sturm ahnt – und leben muß  
ihm ausgesetzt, ganz allein.

Heute wehen sie noch zu den Spielen,  
die inszeniert werden,  
den Selbstlauf unserer Zeit unterhaltsam zu verdecken,  
oder auf Halbmast,  
wenn die gestorben sind, die die Zeiten nicht änderten.  
Und das Schlachten geht weiter -  
Fahnenlos.



## Menetekel

Als sie einstürzten, die Zwillingstürme,  
Symbol grenzenloser Jagd nach dem Mehr  
an Größe, Wachstum, Leistung und Macht  
über Menschen und über Naturgewalten,  
als viele starben, elendiglich, in jener Wolke  
aus Staub und rot schwelender Feuerglut,  
sind wir entsetzt erstarrt. Wie verletzlich war doch  
des Empires Fortschritt, der grenzenlos schien.

Und allzu bereitwillig und sehr rasch  
sogen die Menschen die Antworten auf,  
die dingfest machten, was hier so bedrohlich war,  
diesem Terror den Krieg zu erklären versprochen.  
Es ist wahr, dass auch ihn unser Fortschritt gebiert:  
Terror der ausgeschlossenen - und den der Herrschenden auch!  
Doch das Bild dieser Türme, in Asche versunkenen,  
führt, wirklich bedacht, zu einem anderen Schluss:

Diese glas-stahl-glänzenden Herrlichkeiten,  
Metropolis, neuer Turmbau zu Babel, Machtsymbol,  
ein prekärer Fortschritt, eingefroren zu Architektur,  
sind Signum des Selbstlaufs verlorener Zeiten,  
Ausdruck entfesselter Ökonomie und Zeit,  
gemacht für Gegenwarten, die sehr schnell vergeh'n,  
ohne den Blick auf verzehrte Vergangenheiten  
und Zukünfte, die sie verbrauchen, um so zu ersteh'n.

Die, wenn wir uns nicht bald anders besinnen, alle  
verschwunden sein werden wie schon so viele  
Städte, wo heute die Pyramiden stehen,  
gebaut als Symbole menschlicher Ewigkeiten,  
diesseitige Endlichkeiten mit uns zu überschreiten,  
die bald mit uns auf diesem Planeten vergehn,  
sofern wir dem weiteren Vorwärtsschreiten  
nicht menschliches Maß zu geben versteh'n.

## **Unpathetischer Einwurf**

Hey du!  
Solche pathetischen Worte  
passen doch nicht mehr  
in unsere Zeit.

Wir, abgeklärt,  
wissen doch längst  
von der endlichen Vergeblichkeit  
all unseres Tuns.

Science Fiction:  
unser Leben  
ins Universum erweitert,  
grenzenlos.

„Per Anhalter“ treffen wir  
fremde Spezies,  
so einfallslos gezeichnet  
nach unserem eigenen Bild.

Oder fingierte Zeiten:  
Gestern versunkene Saurier  
bald ferne Zukunft,  
auch computeranimiert.

Ganz prosaisch  
Ein wenig gedankenlos,  
vor uns – menschenlos,  
danach - von uns ohne Spur

Oder anders?  
Intelligent designed –  
Unverstand, egozentrisch  
im Angesicht unserer Erdnatur

Aus der wir sind,  
in der wir vergehen werden.  
Was, schon wieder pathetisch?  
Das wird auch noch vergeh'n.

## **Aufgehoben**

Felsbrocken  
vom Wasser umspült  
geglättet  
liegen geblieben  
nach der Eiszeit  
und immer noch da  
wenn die nächste kommt  
umtost von Gischt  
an manchen Tagen  
unter Nebelschleiern  
ruhst du gelassen  
an deinem Ort  
weist nichts von mir  
und gibst mir Gelassenheit  
wirst noch lange dauern  
ehe du vielleicht  
abgeflacht  
wie die Kiesel  
da unten am Strand geworfen  
von meiner Hand  
einmal auf Wellen tanzt

## II. Verwickelt ins Hier und Jetzt

### Im Casino verzockt

Arbeiten wir alle in zwanzig Jahren  
nur noch dreißig Stunden  
wöchentlich?

Fortschrittsglaube der 1970er Jahre;  
in der Zeitung zu lesen  
seinerzeit.

An uns vorbeigegangen  
die gewachsene Arbeitsproduktivität  
irgendwie.

Arbeiten rund um die Uhr,  
verdienen nicht sonderlich viel  
und sind froh.

Denn wir sind ihr entgangen  
der Prekarität -  
noch.

Arbeiten rund um die Uhr  
und fragen nicht sonderlich viel,  
wo er blieb

der Reichtum, den wir schufen  
und den wir sehen  
als Upper-Ten-Glitzerspiel.

Und wissen ganz gut,  
dass die Rente  
später kaum reichen wird.

Verdrängen unsere Ängste  
Arbeiten weiter und staunen  
Über der Anderen Casino-Spiel.

## **Billiger statt besser**

Jede Arbeit sei besser als keine  
tönt' s aus fast allen Partei' n.  
Also gilt es sie billig zu machen,  
denn niemand soll arbeitslos sein.

Die uns das heute so sagen,  
hätten wohl Arbeit genug.  
Hab da noch ein paar Fragen  
zu diesem Selbstbetrug.

Wüsst' nämlich wirklich gerne:  
Hat da jemand nachgedacht,  
oder hat ihn Gedankenleere  
um den Rest von Verstand gebracht.

Für manche im Lande, denk ich,  
heißt billige Arbeit leichter Profit.  
Da fügt sich das dann ganz glücklich:  
So bedacht ist's ein altes Lied.

Und bei leerer Staatskasse, mal ehrlich,  
da ist das auch ganz apart.  
Man macht gute Arbeit entbehrlich,  
läßt's den Markt richten und man spart.

Doch jede besser als keine?  
Diese Logik, zum Ende gebracht,  
führt direkt in ein Arbeitslager.  
Wer hat darüber nachgedacht?

## Neujahrswunsch<sup>1</sup>

Ach unsere Welt, die sozusagen  
noch immer ziemlich mangelhaft  
voll neoliberaler Plagen,  
die so bald noch nicht abgeschafft  
betrachten wir nicht stillvergnügt  
und warten, was sich noch begibt.

Vielmehr grad dieser Welt zuliebe  
In ihr schon knarrendes Getriebe  
Bemüh'n wir uns mehr Sand zu streu'n,  
um an der Wirkung uns zu freu'n.  
Wollen weiter fröhlich tätig bleiben  
Statt uns verkniffen aufzureiben.

---

<sup>1</sup> Nach einem, Gedicht, das mir ein Freund dieses Jahr zum Jahreswechsel mailte, an Wilhelm Busch angelehnt, aber gegen die kontemplativ-ironische Resignation von Schopenhauers „Musterschüler“ etwas umgeschrieben.

*„Die Arbeit hält drei große Übel von uns fern: die Langeweile, das Laster und die Not.(...) Arbeiten wir also, ohne viel zu grübeln, das ist das einzige Mittel, um das Leben erträglich zu machen.(...) Wir müssen unseren Garten bestellen.“*

*Voltaire*

### **Lob der Arbeit**

Die Mühen der Ebenen  
muss sie erst zugänglich machen,  
dass wir unsere Ziele erkennen  
und nicht sinnlos im Kreise laufen.

Die Wege skizzieren,  
dass wir die Richtung halten.

Mühe ist sie uns selbst.  
Überwinden müssen wir uns zu ihr.  
Doch erfahren wir uns dann auch.  
Und eins fügt sich zum anderen.  
Wir tun also etwas.  
Wir selbst finden die Richtung heraus.

Und Mühe ist sie nicht immer.  
Es arbeitet in mir wie von selbst,  
da ich diese Zeilen hier schreibe.  
Und wie bei Anderen vermischt sich  
Vertrautes mit Neuem  
deutlich auf Zwecke und Ziele hin.

Der Muße entgegengesetzt  
war sie dereinst im Denken der Griechen.  
Reichtum schafft sie uns allen heute,  
Reichtum an Fähigkeiten in uns,  
immer Neues entdeckend,  
doch Nur mit der Muße im Wechselspiel.



*„Und dann will ich, das ich tun will endlich tun,  
Von Genuss bekommt man nämlich nie zuviel,  
nur man darf nicht träge sein und nicht ruhen,  
den Genießen war noch nie ein leichtes Spiel.“*

*Konstantin Wecker*

### **Lob der Muße**

Nicht die Faulheit lobe ich hier.  
Träge, untätig, unwirklich zu verkümmern  
in den Auszeiten,  
die seltener werden,  
oder doch werden sollen,  
geht's nach dem Imperativ  
der immer gleichen Gedankenleere,  
die unsere Medien verbreiten  
in diesen Zeiten,  
die drückender werden.  
Und die doch Freiheit versprechen  
den Arbeitssklaven auf der Galeere  
im ungezügelten Geschehen  
globaler Marktfreiheiten,  
wo auf die Auszeiten,  
die seltener werden,  
sich viele Blicke richten:  
sehnsüchtig  
und immer wieder enttäuscht  
von träger, untätiger Unwirklichkeit.

Nein, sie will ich loben,  
die fast niemand mehr kennt  
in diesen umtriebigen Zeiten,  
die ausufern und lasten.  
Keiner von den Erschöpften,  
von denen ich sprach,  
aber auch kaum einer von jenen,  
die immer noch meinen,  
mit dem sie täglich verzehrenden Handeln

gestaltende Richtung zu geben  
dem Selbstlauf der Zeiten.

Nein, sie meine ich:  
die Stunden der Besinnung,  
die schöpferischen Pausen,  
in denen es möglich werden kann,  
dass interesslose Erkenntnis  
ganz plötzlich hereinbrechen kann  
über uns,  
dass wir zu denken beginnen,  
was das alles eigentlich soll.

Die Muße meine ich,  
von der wir,  
fast nichts mehr wissen  
in einer Gesellschaft,  
die immer reicher wird  
an den ihr heiligen Gütern  
alltäglichen Gebrauchs,  
und uns danach süchtig macht,  
und elend macht jene,  
die sie fortwährend ausgrenzt  
aus dem Rausch des Konsums.

Für unsere kleinen  
diesseitigen Ewigkeiten  
würden wie sie brauchen können -  
so sehr,  
dass ich sie sogar gönnen würde  
den großen Entscheidern,  
die das Getriebe am Laufen halten  
unserer arbeitszentrierten Welt.  
Selbst das wäre in Anfang!

*„Immer weniger Menschen haben die Möglichkeit, ihrem Leben über ihre Arbeit einen Zusammenhang zu geben. Es ist schwierig, zu verstehen, dass wir den Großteil unserer Zeit mit Arbeit verbringen, wir diese Arbeit aber auf kein langfristiges Ziel ausrichten können. Uns geht, wenn wir weder am Arbeitsplatz noch im privaten Bereich unsere Identität und Lebensgeschichte zu einer Erzählung bündeln können, die Autorenschaft unseres Lebens verloren.“ Richard Sennet*

### **Der Arbeitskraftunternehmer**

Sein Jahrhundert bricht nunmehr an,  
so sagen uns kluge Beobachter  
des Wandels unserer industriellen Welt.  
Und dringend brauchen wir ihn sodann,  
seine Tugenden, mit Bedacht. Er  
ist es, der unseren Wirtschaftsstandort erhält.

Denn er denkt mit  
und er zeigt Initiative,  
ist anspruchsvoll, auch gegen sich,  
und wird niemals müde.  
Er organisiert sich im Team,  
verfolgt die vereinbarten Ziele,  
ist als Singel mit seinem PC intim,  
und zum Glück gibt es von ihm so viele.

Als moderner Typus menschlicher Arbeitskraft  
Ist er es, der unsere Zukunft erschafft.  
Er ist's der den Mythos der Arbeit erhält,  
fortdauern lässt die arbeitszentrierte Welt.  
Er, männlich, der Arbeitswelt hingegeben,  
die Sinn gibt, seine Zeit frisst, sein Leben.

Hernach denkt er nicht lange,  
zeigt kaum einmal Initiative,  
ist anspruchslos, grad gegen sich,  
ist oftmals auch viel zu müde.  
Sie organisiert zu Hause das Team,  
Müht sich noch um gemeinsame Ziele.  
Er als Singel mit seiner Arbeit Mühe  
zehrt von der Substanz seiner Kleinfamilie.

Doch als Repräsentant dieses Typus von Arbeitskraft,  
der teilautonom, selbstreflektiert Werte schafft,  
der als männliche Form der Sorge die Arbeit  
zugleich weiter heiligt wie eine letzte Wahrheit,  
denkt und sucht er auch weiter, er ist doch der,  
der vielleicht auch einmal Dichter seines Lebens wär'.

Aber das denkt er nicht allein,  
dies Bewusstsein ist ein „Dazwischensein“.  
Im Netz mit Anderen, da ließ' es sich finden,  
zu anderen, neuen Sinnstiftungen verbinden.  
Der flexible Mensch fänd' sich am Ende neu,  
ja womöglich würd' er etwas arbeitsscheu.  
Himmel, der Wirtschaftsstandort geriet in Gefahr,  
wenn er nachhaltig dächte, was noch nie so war!

Der Arbeitskraftunternehmer aus diesem Grunde  
und zu unser aller Wohl in dieser Stunde  
bleibt deshalb sehr sorgfältig eingebunden  
in Zielvorgaben, über die er nie selbst befunden,  
scheinselbständig, teilautonom nur zu gewissem Grad,  
fern von schnödem Interessenstreit, weiter laufend im Hamsterrad.

Und dann denkt er wieder mit,  
und er zeigt Initiative,  
ist anspruchsvoll, auch gegen sich,  
und wird niemals müde.  
Er organisiert sich im Team,  
verfolgt die vereinbarten Ziele,  
ist als Singel mit seinem PC intim.  
Und zum Glück gibt es von ihm so viele!

## Bei unserer Arbeit nicht bei uns – sorglos<sup>2</sup>

Unermüdlich erzeugen, beschaffen, *besorgen*  
wir die Dinge des täglichen Bedarfs.  
Eine überfließende Welt von Waren  
erdrückt uns Arbeitstiere beinah,  
ist Luxus für einige wenige,  
den meisten ein unerfüllter Traum.

Danach *entsorgen* wir glitzernden Müll,  
dass dies sinnentleerte Getriebe nicht stockt.  
Was wir produzierten mit Bienenfleiß,  
hat nun die Gesellschaft am Hals,  
ist oft toxisch, gilt es rasch loszuwerden  
kostensparend und wo man's nicht sieht.

So *versorgen* wir uns und Andere.  
Schaffen stetig Neues heran,  
folgen den wechselnden Moden.  
Und so up to date ist sie verbraucht,  
die Zeit, die wir nutzen wollten  
für uns, füreinander, zum Leben.

Allzu selten *umsorgen* wir die,  
die uns einst aus Liebe umsorgt,  
und die heute mit uns leben, uns lieben.  
Und *vorsorgen* tun wir so kaum  
auf eine unsichere Zukunft hin,  
die unser rastloser Alltag verzehrt.

Und für die, die bald verschlissen sind,  
„arbeitsbedingt vorgealtert“ sagt die Wissenschaft,  
wird *Fürsorge besorgt* - und schlecht bezahlt.  
Denn uns teuer ist Tand, nicht die Menschen.  
Wahrhaftig, wir sollten *besorgt sein* um uns,  
uns *sorgen* um unsere „verkehrte“ Welt.

---

<sup>2</sup> Angeregt durch einen Vortrag von C. Klinger auf der Tagung „Arbeit neu Denken, Jena, Juni 2011

Aber so leben und arbeiten wir:  
achtlos, *sorglos*, verschwenderisch,  
vernutzen unsere doppelt reiche Natur,  
besinnen uns kaum auf unser Tun,  
gestalten das Leben als Warentausch,  
und sein Reichtum entgeht uns, da wir vergehn.

### III. Schimpf mir nur keiner über Politik

#### (Schein)Heiligendamm

Sicher eingezäunt zum Land hin,  
seeseitig Patrollienboote,  
aufgereiht in diesem Riesenstrandkorb  
und im Blick der Kameraaugen der Welt.

Im Bild geballte Fachkompetenz und Macht.

In so kleiner Runde ein letztes Mal.  
Krisen und Kriege wie aufscheinende Naturgewalten  
Verwirbeln schon bald das inszenierte Bild.  
Doch beruhigen soll uns ihr Blick

scheinbar entspannter Weitsicht auf uns.

Die Frage ist nur, wie weit ihr Blick reicht.  
Denn die Aussicht auf unsere Welt  
Von diesem Ort scheinbar gelassener Führungskraft  
ist auch nicht besser als die von Guantanamo -

wenigstens aber das Luxushotel.

Und im Rücken der Mächtigen rollt  
leise rauschend die Dünung,  
Ebbe und Flut in beständigem Wechsel.  
Die Ostsee liegt ruhig,

Gezeitenwechsel kaum wahrnehmbar.

## **Enger Horizont, kurzes Gedächtnis**

Auf Vierjahreszyklen begrenzt  
hat sie ihren Problemhorizont  
die große Politik.

Macht oder Ohnmacht  
macht ihr den Unterschied  
von Wahl zu Wahl.

Der Blick geht nach vorne,  
um sich ihr zu stellen  
dieser Herausforderung.

Und alles Andere sonst?  
Zwänge der Globalisierung  
und Sachzwangpolitik!

Das sollen wir einsehen,  
sollen uns fügen  
mit flexibler Geduld

und Ohnmachtsblick nach vorn.  
Hilft das zu vergessen,  
was einmal versprochen war?

So sehr hoffnungsschwanger  
war einmal die Zeit  
in der Stunde der Neugeburt

des demokratischen Projekts der Moderne,  
das heute, wieder einmal,  
der Einsatz wird neuer Kämpfe.



## **Demokratisches Projekt der Moderne**

Die es zurückgeholt haben,  
das große Projekt der Demokratie  
am Beginn der Moderne  
in unsere Zeit, unsere Wirklichkeiten,

sie ließen uns viele Fragen offen.

Doch wer arbeitet noch daran,  
bei stetiger Wahrung des Status quo  
durch Anschlusshandeln als Muster  
immer gleicher, schlechter „Realpolitik“?

Augen zu und durch, Basta-Politik.

Sicher führt uns der Moderator  
jeder der schalen Talkshows,  
die sinnlos die Abende füllen,  
an den wirklichen Fragen vorbei.

So bleiben sie offen, die großen Fragen.

Großer Entwurf der Moderne,  
immer unfertiges Projekt,  
wer nimmt Dich noch wirklich ernst?  
Unsere Eliten taten es wohl nie!

Meinten immer, es besser zu wissen.

Der Demos, die Klugheit der Vielen,  
schürt ihre Angst vor dem Chaos.  
Dem schieben sie Riegel vor, immer wieder  
und führen das Chaos so selbst herbei.

im Kampf um die großen Fragen, die offen sind.

## **Ende der Geschichte?**

Gestern hieß es noch,  
dass wir es nun erleben:  
Das Ende der Geschichte,  
mit dem Sieg unserer Demokratie.

Die große Revolution  
fand im Osten statt,  
schon wieder - unblutig jetzt,  
und mit erstaunlichen Folgen.

Von der russischen Mafia  
hört man nun immer wieder.  
Milliardäre kaufen Fußballvereine,  
und das Erdgas wird ziemlich teuer.

Im wilden Osten herrscht der freie Markt.  
Im alten wilden Westen gab es  
Goldgräberstimmung noch für jeden.  
Heute sieht das etwas trüber aus.

Gleiches Recht für alle scheint da fraglich.  
Man hört von Tschetschenien,  
vom gemeichelten freien Wort.  
Der Freiheit fehlt die Luft zum atmen.

Dort wie hier, eine neue Alpha-Männer-Welt  
, Berlusconi, Sarkosi, Putin, mit Schröder als Freund  
Karrikaturen neufeudaler Herrlichkeiten –  
Schwundstufen unserer Demokratie!

Ende der Geschichte als Wiedergänger?  
Feudaler Nepotismus – Postdemokratie?  
Neues, ‚Buntes Blatt‘ der Geschichte?  
Irrlichternde Wirklichkeiten – wie ertragen wir die?

## **Frauen an die Macht ?**

Nie hatten so viele  
Von ihnen so viel Macht  
Wie am Beginn  
Dieses Jahrhunderts.

Selbst im Herzen  
des Empire, wo einer nun  
regiert, der Hoffnung entfachte,  
schien neue Aussicht

auf erweiterte Demokratie:  
dass ein neuer Mann,  
eine Präsidentin womöglich gar,  
Macht anders gebraucht.

Und manche von uns  
hegten so Hoffnung auf Wandel  
dieser männlichen Welt  
von Vaterländern.

Hatten sie nicht vor Augen  
Margret Thatcher, Benazir Buttho  
oder Angela Merkel zuletzt,  
endlich Frauen im Spiel der Macht.

Nun gut, immerhin,  
in dieser Widergänger-Macho-Welt  
von Berlusconi bis Putin  
beruhigen sie uns fast.

Doch nur, weil wir überseh'n,  
vom scheinbaren Wandel erstaunt,  
diese perfekten Mitspielerinnen  
im alten Spiel um die Macht.

Statt der Mystifizierung der Macht,  
schillernd von Blair bis zu Sarkozy  
präsentieren sie kühl und ganz schlicht  
deren Negation – Nichts? Nein: Macht!

Vielleicht wünschte man sich ja  
in dieser politischen Klasse,  
postdemokratisch-refeudalisiert,  
eine neue große Katharina.

Der große Diderot hatte zu ihr  
täglichen Zugang, drei Stunden lang,  
zu der Frau mit der Seele des Brutus  
und den Reizen der Cleopatra?

Doch die Bilder und Taten,  
die man von ihr kennt,  
entsprechen dem doch nicht so ganz.  
Dann doch lieber kein Tribun, keine Kaiserin,

dann doch besser das Selbsttun  
von Männern und Frauen,  
die Selbstermächtigung aller  
als das Ende dieses heillosen Spiels.

## **Schimpft mir nur keiner über Politik**

Das politische Cabaret  
es ist bissiger geworden  
in letzter Zeit.

Und es erscheint doch  
zahnlos zuletzt,  
erzeugt nur schale Fröhlichkeit.

Es ist das eine,  
über die Dummheit der oben  
zu lachen.

Doch wer ist Dumm,  
und wer denn  
lacht wohl zuletzt?

Ihr lasst sie machen  
diese Funktionseliten.  
Und von Sachzwängen gehetzt

handeln die  
vor viel zu kurzen  
Wahlzeithorizonten.

Euer Lachen verstummt.  
Ihr habt nicht gehandelt.  
Nun schweigt ihr entsetzt.

*Aber ich hatte in Davos, als ich den Herrschern des flexiblen Reiches zuhörte, so etwas wie eine Epiphanie. „Wir“ ist für die ein gefährliches Pronomen. Die Flexibilität, die sie feiern, liefert keine Anleitung. Ein Leben zu führen, kann sie nicht liefern. (...) Ein Regime, das Menschen keinen tiefen Grund gibt, sich umeinander zu kümmern, kann seine Legitimität nicht lange aufrecht erhalten.“ (Richard Sennet)*

## **Es herrscht Ruhe im Land – wieder einmal, noch**

Das Land ist Still.

Der Krieg genießt seinen Frieden.

Still. Das Land ist still, noch.

So hast Du das damals geschrieben

Über die DDR – preußisch grau:

Fabrikschlote und wie Grabsteine die Häuser

und Antennengestrüpp starrt nach West

und vom roten Sonnenball ein Rest

und die Frühlingslieder im Roten Prag.

Und das Land blieb still.

Der Krieg genoss seinen Frieden.

Still. Das Land blieb still, lange noch.

Und wieder herrscht Ruhe im Land.

Ferne Kriege verbürgen unseren Frieden.

Blühende Landschaften, friedhofsstill – noch.

Väter wie Kinder spielen Computerspiele.

Das Fernsehen lenkt uns vom Leben ab.

An den Rand gedrängt, abgeschrieben, ziemlich Viele.

Flexible Leistungsträger sehr angestrengt,  
dass sie neu in Gang kommt die Satansmühle  
des Marktes, sie hören kein Frühlingslied.

Und das Land bleibt still.

Neue Kriege genießen ihren Frieden.

Still. Das Land bleibt still. Immer noch.

Es herrscht Ruhe im Land – wieder mal, noch.  
Und ist doch nie immer ruhig geblieben.  
Still! Das Land ist still, noch.

Fast besinnungslos hetzten wir durch unser Leben.  
Den verplanten Alltag verschlingt die Zeit,  
die die Arbeit – zum persönlichen Glück?! – verbraucht.  
Und wir sehen die Funktionseliten besorgt  
in Davos hoch über den Alpen schweben -  
Rigoroses Lächeln verbirgt ihre Ratlosigkeit.  
Nichts steht still, rasend treibt uns die Zeit.  
Gewiss, noch erklingen nicht alt-neue Lieder,  
doch bis dahin ist es schon nicht mehr sehr weit.

Ja es herrscht Ruhe im Land – wieder mal, noch!  
Und ist doch nie immer ruhig geblieben.  
Ja, das Land ist geschäftig still, noch!

#### IV. Nie endend - Literarische Begegnungen

*Ebereschen – noch nicht ganz rot  
Von jenem Farbton, wo sie sich entwickeln  
Zu Nachglut, Vogelbeere, Herbst und Tod.*

*Gottfried Benn*

#### **Gefangen in des Ichs kalter Einsamkeit**

Von keinem weiß ich, der lebenslang ähnlich wie du,  
auf sein unerbittliches Ende hin  
ohne transzendierenden Trost  
und tief versiegelt,  
sein Leiden an und in ihr,  
seiner Welt,  
so unerbittlich auch  
austrug.

Doch ich,  
ich denk' in der meinen,  
die ich glücklich und leidend,  
aber tätig vor allem, teile mit Vielen,  
im Austausch, offenherzig,  
und immer wieder mit Hoffnung gefüllt,  
auf Besserung für die Vielen, für mich, schon morgen,  
hinweg über alle Endlichkeit an Möglichkeiten des Neuen.

Denn die Kunst kann die Schrecken enden, für eine Weile-  
Aber sie und die Schönheiten leben? Nur gegen die Kreisläufe an!

*„Es gibt keine Brücke. Es kann sie nicht geben.  
Ein jeder von uns lebt in Einzelhaft.  
Doch ist unser ganzes Dichten und Leben  
Nur dazu gut, daß es Brücken schafft.“*

*Eva Strittmatter*



*„Jeder Roman ist ein Märchen. Jeder der schreibt, webt weiter am großen Märchent Teppich der Welt. Alle dichten das Prinzip Hoffnung, glauben, wider alle Erfahrung, die gewöhnlichen Märchen der Börsenkurse, des Wachstums, der Weltwirtschaft, der Staatslehre, des Rechts, nehmen hin die Heilrufe der Politik und der Revolutionen, die Endzeiterwartungen jeder Generation, Adams und Evas Märchen vom Silberstreifen am Horizont. Ich weiß das Märchen wird alle meine Knochen unter dem Machandelbaum suchen und wieder zusammenflicken.“*  
Wolfgang Koeppen

### **Für Wolfgang Koeppen**

Wie viele Augenblicke erfüllten Glücks  
sein Menschenleben umfasste;  
vielleicht drei, kaum mehr, war die Antwort,  
die der Kritiker zögernd erhielt.  
Seine Seele verpfändete Faust  
dem Mephisto für einen nur.

Ja vom Stamme Syssyphus sind wir.  
Zwischen Mühsal und Ruhe das Leben.

Aber wieder und wieder gelesen  
den Strom deiner vielschicht'gen Gedankenspiele,  
kunstvoll in Worte gefasst dein Jahrhundert.  
Deine Dichtung behauptet ihr Recht.  
Niemals bin ich allein, wenn ich, einsam,  
in ihr sein Geschehen ertaste – abgründig, reich an Facetten.

An einem fernen, abarischen Punkt webst  
du weiter am großen Märchent Teppich,  
und hinter dem kunstvollen Spiel deiner Sprache  
ist verschwunden des Syssyphus mühsame Tat.

Denn das Schöne bedeutet das mögliche Ende der Schrecken.

*„Die in dieser relativistisch erweiterten Form im Grunde offene, kreative, immaterielle, allverbundene Verfasstheit der Wirklichkeit eröffnet die prinzipielle Möglichkeit, die unbelebte und auch die belebte Welt nur als verschiedene – nämlich einerseits statisch stabile und andererseits offene statisch instabile, aber dynamisch stabilisierte – Artikulationen eines solchen ‚prä-lebendigen‘ (eines im Kern indeterminierten, sich aber zugleich in Verbundenheit kreativ differenzierenden) Kosmos aufzufassen. (...) Das Phänomen des Lebendigen erhält seine überraschende Eigenart durch eine (aus instabilen Gleichgewichtslagen resultierende) Sensibilität, den ‚(prä)lebendigen‘ Urgrund aufzuspüren und ihn empfangen zu können.“*

*Potsdamer Denkschrift 2005*

### **Ganz diesseitig Rilke lesend: Sternenstaub**

Ja, daraus sind wir gemacht,  
aus dem Staub solcher glänzenden Sterne.

In unserer kleinen Ewigkeit  
atmen wir aufschauend, staunend  
unter überfließenden Himmeln  
oder uns gleichgültig fernem  
in eisiger Kälte flammendem  
prachtendem Funkenflug -

in einer uns kühlenden Nacht  
ihrer Nähe angesichtig und Ferne.

Auf der dunklen, bergenden Erde,  
uns umschauend, atmen wir bebend  
alles irdische Elend und Glück.  
In und um uns erleidend, erlebend  
gegen die Kälte der Gleichgültigkeit  
schlagen wir Funken zurück.

Dass nah-ferne Wärme werde  
Auf dieser dunklen uns bergenden Erde.

## **Enzensberger von neuem lesend: Kleine Ewigkeiten – fast ohne Hoffnung**

Du sein, unter überfließenden Himmeln!  
Wenn Rilke so die eine Schöpfung durchweht,  
lächelt der große B.B.

Doch auch Diderot, früher Freigeist, ist überwältigt von ihr,  
Ewigkeiten träumend mit Sophie im Tanz der Moleküle -  
und stets fragend bohrend.

Gleichgültig sind wir dem hinreißenden Weltraum und nichts  
ist gewaltiger als der Mensch für den Menschen  
in seiner Lebenswelt.

Was wir tun, ist fast ohne Hoffnung und dauert nie. Gut:  
Wir haben das längst begriffen, geben es zu; und  
finden uns nicht damit ab.

Schütterer Wölfe; Verantwortung tragend für das  
was sie tun - oder lassen, doch nie für die Folgen davon  
finden uns uneinsichtig.

Und wir, denen die Welt so erklärt wird, täglich auf's Neue  
eingewickelt von Rotation und Betrug, scheuen wir wirklich  
die Mühsal der Wahrheit?

Oder ist sie die Zukunftsmusik, die uns nichts sagt, nicht zukommt,  
nicht auf uns zukommt, nicht gehört, nie da ist, nie,  
glänzend, ungewiss, fern?

Oder bringen wir auf  
Genügend Wut und Geduld  
um den feinen tödlichen Staub  
in die Lungen der Macht zu blasen?  
Können wir abhelfen dem Mangel  
an Menschen, die es stumm tun  
das Aussichtslose, und den Stein  
hinauf rollen unter Gelächter -  
Und voller Zorn.

Aber warum, verdammt, verteidigt er sie,  
die Wölfe, die im Rudel jagen,  
der selbst abseits steht,  
beobachtet,  
bemüht um Distanz,  
hellsichtig,  
seinen Stein hinauf rollend  
unter Gelächter  
und voller Zorn.

## **Rettendes Geländer der Poesie: Wislawa Szymborska**

Am Ende unseres Jahrhunderts  
beharrst du  
auf der Dringlichkeit der naiven Fragen  
die sich stellen -  
unverändert.

Das rigorose Lächeln der Staatsmänner  
enttarnst du,  
forderst Gelassenheit im Handeln  
angesichts der *conditio humana*,  
der Trauer ausgesetzt.

Das kurze Leben unserer Ahnen  
betrachtest du.  
Und unser längeres, kurzes Leben?  
ihm etwas hinzuzufügen,  
sei es zu kurz.

Vor dem Gerippe des Gigantosaurus  
triffst du uns,  
Gipfelpunkt aller bisherigen Evolution,  
wenn du uns zweifelnd fragst  
nach uns'rer Verantwortung.

Nicht nur wie ein rettendes Geländer  
gibt deine Poesie  
stets sinnend, zweifelnd und fragend  
mir Halt, sondern Raum  
zu tätiger Muße.

Die nicht endenden Besonderheiten des Lebens,  
beobachtest Du,  
staunen machend mit Deinem Blick  
auf unsere Menschenwelt,  
die immer neu beginnt.

Und alle die Füllen der Vielfalt des Lebens  
in Allverbundenheit  
auf diesem kleinen, dunklen Planeten  
lässt du uns spüren unter dem Licht  
sehr ferner Sterne.

Meines Denkens Ausschweifungen  
bereitest du anstößige Lust,  
gibst Richtung und Raum, bisweilen,  
erhellst die Gleich-Gültigkeit  
alter Fragen, stets neu.

Aber du drängst mich auch, weiter zu fragen  
nach freudigen Veränderungen,  
die wir vollbringen, immer wieder  
wir, die tätige Gattung  
Mensch.

*„Ich füge hinzu: Es gibt auch das Schöne.  
Das rauschende Blau ist das Leben wert.  
Erst recht das Reich der bemeisterten Töne.  
Und das Wort, das die Lust und das Leiden vermehrt  
Eva Strittmatter*

### **Entdeckungen und Zwiegespräch**

Am Granitstein im Gras unter noch kahlen Buchen,  
wo Buschwindröschenblüten dem Licht nachhaschen  
und blasses Blau meinen Blick überwölbt,  
da wurzele ich auch, aus vergessenen Tagen.

Da verträume ich mich, trachte neu zu suchen,  
nach etwas das doch unwiederbringlich ist.  
Drohe so meinen Teil an der Zeit zu verlieren  
Und so suchend des Augenblicks Glück zu entsagen.

Die Lust der Entdeckung meiner Kindheitsorte  
in so leichten Worten, strahlend und schwer -  
Und dann zugleich auch bedenkend den Ungeist  
deiner Zeit, den du immer erst später erfährst.

Dieses Leben, das wir, uns aufgegeben,  
so leicht verlieren, gedankenlos treibend,  
machst du mir lebend'ger in Zwiegesprächen,  
die du schreibend führst aus Zwang und in Not.

*„Gedichte können Menschen befähigen, sich selbst und andere besser kennenzulernen,  
Nuancen im Zusammenleben zu erfassen und zu verstehen.“*

*Lutz Görner über die Lyrik Heinz Kahlaus*

### **Aufhellend und Klar an seinem Ort: Heinz Kahlaus**

Es scheint, dass sie sich von selbst ergeben:

Worte und Sätze, Gedankenspiele.

Sie liefern Einsichten in das eigene Leben,  
überraschend einfach – in selbst-verborgene Gefühle

Weißer Mann, in Deutschland geboren,  
trotz schlechtesten Aussichten mit Zugang  
zu den geistigen Gütern deiner Zeit  
hast du sie zugänglicher gemacht – für viele.

Gegen alles Elend der Welt hast Du  
seine Schönheit erfahren und - zu zeigen vermocht,  
dass wir alle wechselseitig an uns  
sie erfahren können – und erfahrbar machen – einander.

Und dass wir sie gewinnen können, die Orte,  
wo wir bleiben und die wir doch wohnlicher machen  
und bedeutsam - durch Verse, die bleiben,  
vielleicht, und sei's eine kurze Weile nur.

Gerne schreibe ich Verse wie Du,  
die viele verstehen  
und die es vielen Verständlicher machen:  
ihr Leben, in ihrer Zeit und an ihrem Ort.



## V. Philosophische Reflexionen

*„Wir halten keine Moralpredigt, wir predigen nicht die Liebe. Wir machen einzig und allein die Tatsache offenkundig, dass es biologisch gesehen, ohne Liebe, ohne die Annahme anderer, keinen sozialen Prozess gibt. Lebt man ohne Liebe zusammen, so lebt man heuchlerische Indifferenz oder gar aktive Negation des Anderen.“*

*Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela*

### Die Sendung Moses

Die Weisheit des alten Ägypten,  
bewahrten die Priester und Pharao.  
Die Wahrheit im Tempel der Isis,  
sie spricht: ‚Ich bin in allem was ist‘,  
diesseitig der Gott, die Liebe in allem das lebt.

Echnaton erst trug sie heraus.  
Und das Volk ertrug seine hell leuchtende Sonne nicht.  
Seine Umwertung der Werte zerbrach.  
In Staub und Vergessen lag seine Königsstadt.  
Die Priester erneuerten ihre Macht.

Auch Moses kannte das Wissen der Priester.  
‚Ich bin der ich bin‘ spricht sein Gott,  
den er seinem Volk offenbart am Berg Sinai.  
So auserwählt unter allen ertrugen  
die Kinder Israel seine Unnahbarkeit.

Und das Denken der Griechen  
diesseits der Quellen der Weisheit am Nil  
dachte sich Menschen göttlich auf dem Olymp  
und probte den Raum der Freiheit zuerst  
in der Polis befriedetem kleinen Bezirk.

Aus all diesen Quellen heraus wurde unsere Welt:  
im Westen und Osten der eine, der einzige Gott,  
und die erbitterten Kriege um weltliche Macht,  
sie wurden in seinem Namen geführt.

Jenseitig der Gott, hier vielfältig ausgedeutete Macht.  
Und der Menschensohn trug sein Kreuz.  
Und die ihm folgten  
als diesseitigem, nahbaren Gott  
wurden Sucher einer vermenschlichten Welt  
im Schatten alter unnahbarer Strenge.

Doch auch die antiken Quellen, sie kamen zu uns  
als göttliche Funken ins Denken der Neuzeit:  
die Anverwandlung diesseitiger Möglichkeiten  
an menschliches Handeln und Tun,  
diesseitige Unendlichkeit gestalteter menschlicher Welt.

Der Gott und der Schlaf der Vernunft,  
in God's own country, der Auszug der Pilgerväter,  
und er unnahbar, vieldeutig, ausdeutbar.  
Die Pyramide dort auf dem Dollarschein,  
Ist noch Erinnerung an der Aufklärung Zeit.

Und die Sendung des Moses bleibt gegenwärtig  
und mit ihr der alttestamentarische Gott.  
,Auge um Auge und Zahn um Zahn',  
Nach innen und außen  
droht uns das Reich der Finsternis.

*„Bis auf den heutigen Tag wird das Alte Testament mit der Rachsüchtigen Maxime zitiert: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn‘. Sie wird in Schulen unterrichtet und gehört weltweit zum selbstverständlichen Zitatenschatz. Sogar Priester sprechen sie gelegentlich von der Kanzel herunter. Die Wahrheit ist: von Moses oder Jesus ist der Satz nicht überliefert. Er ist weder im alten noch im neuen Testament zu finden, sondern beruht schlicht auf einem Übersetzungsfehler aus dem Hebräischen, der seinen zweifelhaften Triumphzug in viele Sprachen angetreten hat. Richtig müsste es heißen: ‚Auge für Auge, Zahn für Zahn‘. Die Maxime fordert also im Original nicht das Opfer zur Rache, sondern den Täter zur Wiedergutmachung auf.“*

*Sir Peter Ustinov.*

*Die Kategorie der Wahrheit, und sei es auch unter einem anderen Namen, bildet die zentrale Kategorie jeder möglichen Philosophie.“*

*Frieder Otto Wolf*

### **Endliche Unendlichkeiten**

Unser Denken  
im Bewußtsein der unendlichen Füllen  
des Lebens,  
des uns anverwandelten Reichtums  
uns umgebender reicher Natur  
immer träumte es sich,  
gegen sein Ende an,  
jenseitige Unendlichkeiten.

Dass die diesseitigen  
Herausforderungen und Möglichkeiten  
unseres Lebens  
uns genügen sollten,  
blieb eine Weisheit,  
die nur wenigen vorbehalten  
und so ganz zu ertragen  
nur von noch wenigeren war.

Was ist dann Glück  
und was Schmerz  
und was ist der Sinn  
eines tätigen Lebens?  
Was ist die Kälte  
des unnahbaren Gottes  
und was die Wärme der Zeit,  
die uns möglich wäre?

In den Bildern  
unserer Wissenschaft  
denken wir neue Ewigkeiten,  
aber manches mal auch,  
uneingestanden, die Endlichkeit  
unseres diesseitigen Seins -  
und gegen die leerlaufende, heillose Jagd  
an die Schaffung erfüllter Augenblicke.

## **Dialektik der Aufklärung: Denis Diderot**

Auf der Suche nach Wahrheit mit dem Wissen der Zeit,  
in der Mäeutik versiert, dieser Kunst des Fragens.

Wie auch in der Kunst, das als wahr erkannte zu sagen,  
gegen all den Widerstand, festzuhalten am als wahr geglaubten  
als Absolutem, eng verbunden mit gleich ewig gedachter Macht,  
hattest du Zukunftsvertrauen – und Zeit.

Deine Einsichten aufzuschreiben für jene, der erst kommen  
Nach dir - und bereit sind für sie dereinst – schien dir möglich.  
Und wir lesen dich heute und gewinnen dabei neue Einsichten.

So auch diese: Zukunftszeit, die verzehrt wird  
vom Heute, getrieben aus der Logik vergangener Zeit,  
bleibt uns nicht mehr sehr viel.

*„Jetzt fragen sie nach den Wirkungen. Es ist – wenn ich etwas ironisch werden darf – eine männliche Frage. Männer wollen immer furchtbar gerne wirken; aber ich sehe das gewissermaßen von außen. Ich selber wirken? Nein ich will verstehen. Und wenn andere Menschen verstehen – im selben Sinne, wie ich verstanden habe – dann gibt mir das eine Befriedigung wie ein Heimatgefühl.“*

*Hannah Arendt*

### **Verstehen: Hannah Arendt**

Verstehen will sie ihres Jahrhunderts Nacht,  
verstehen die Gründe des Scheiterns  
der abendländischen politischen Philosophie -  
in dem losgelassenen Prozess der Verzehrung,  
der noch immer dauert, noch immer zerstört.

Und dann, wenn andere es teilen, ihr Versteh'n,  
dann entsteht ein Gefühl von Heimat.  
Von der Kindheit und des begierigen Lernens Orten  
vertrieben, aus Distanz, wohl auch Einsamkeit,  
entsteht Heimat neu in geteilten Gedankenwelten.

Aber sie denkt auch die Macht zu veränderndem Handeln,  
die Kette, die wir stets neu beginnen können,  
im Zusammenhandeln von Vielen, das doch beruht  
auf der gedachten Gemeinsamkeit von Zielen zuerst.  
Auf Verstehen also am Beginn solcher Ketten?

Und was nun ist es, das sie hier denkt?  
Nur den Unterschied derer, die philosophiert  
gegenüber jenen die handeln, die Politik  
als Beruf betreiben, Männern zumeist,  
mit Mißtrauen bedacht von ihr, der Radikaldemokratin?

Doch spricht sie nicht auch vom Wunder der Politik  
in ihrem Raum der Freiheit, wo es möglich ist,  
handelnd die Welt zu verändern, zu gestalten,  
ordnend den losgelaß'nen Verzehrungsprozeß  
und nicht nur zu wirken, machtvoll und mit Spuren.

Steckt hinter der Frage nach Wirkungen,  
nach Spuren, trotzend aller Vergänglichkeit,  
eine Urangst vor aller Natur, aus der wir sind,  
nicht geworfen, sondern geführt an den Händen der Eltern,  
und in der wir leben – und sterben werden  
ohne Rettung durch männliches Schöpfertum?

Nun mag es ja sein, dass die Bedingtheit der Ordnung,  
aus der das Zusammenhandeln der Vielen,  
eine neue Ordnung der Welt schaffen kann,  
zu einseitig bedacht ist von ihr. Doch sie bleibt  
Philosophin des Zusammenhandelns, dem vorausgeht  
geteiltes Verständnis unsrer Lage, die Handeln erzwingt.

Also müssen wir weiter denken, um ihn zu versteh'n,  
den Traum unserer Welt von sich selbst und  
die Bedingungen, ihn wirklich werden zu lassen,  
in seiner irdischen, endlichen Schönheit , in der wir  
dann teilen können das Leid und das Glück  
mit den Vielen an einem Ort, der uns Heimat heißt.

*„Ohne die Vision und Dynamik der demokratischen Revolution im Herzen der Theorie, oder zumindest als ein in die Struktur ihres formalen Systems eingelassenes begründendes Bild, würden die rationalistischen Auffassungen über das Recht nichts wiegen und die hochgesteckten Ziele des Projekts in sich zusammenfallen (...) John Rawls erreicht Ordnung, Harmonie und Gleichgewicht, indem er Fragen des sozialen Konflikts aus der Funktionsweise des Systems ausschließt.“*

A. Negri, M. Hardt

### **Torheit in einer wohlgeordneten Welt**

Ach, so filigran verwoben  
ist dieses Gedankenspinnt  
einer wohlgeordneten Welt,  
so all der Wirrnis enthoben  
in die verfangen wir leben,  
die ganz allein wirklich zählt.

Der Traum des Moralphilosophen  
war am Anfang schon ausgeträumt  
und die an ihm weiter woben,  
haben das wirkliche Leben versäumt,  
das schon damals die alte Ordnung  
einmal mehr zu zerbrechen begann.

Was er ausgemalt hat in Worten,  
als ein frei schwebendes Gleichgewicht  
hat heraus destilliert alles Leben.  
Schweiß, Blut, Kämpfe, Hoffen und Beben  
Standen zu Beginn an den Orten  
der Revolution als einem Blutgericht.

Jene Orte, von wo her du dachtest  
eine Theorie der Gerechtigkeit  
am Modell einer wohlgeordneten Welt  
sind eine Wirklichkeit, ungeordneter täglich,  
von der die Menschen dies wissen  
im Alltag stets neuer Kämpfe.



Und solche Kämpfe sind Ausgangspunkt  
der Veränderungen von unserer Welt -  
durch lebendige Arbeit, reflektierendes Denken.

Und in ihnen entzündeten sich:  
Wut, Einsichten und neue Fragen  
nach dem Ziel unseres Weges.

Sie sind der Raum für Leidenschaften  
die, eingefügt in den Ruf  
nach Effizienz und Konformität  
hinter den Institutionen der Wohlgeordnetheit  
die Welt nicht erstarren lassen  
in Gleichgewichten und Stabilität.

Schon die gründenden Väter, lang prüfend  
die Verfassung einer wohlgeordneten Welt,  
wussten auch von der Regierenden Torheit –  
und von der Dynamik ihrer Revolution,  
des alten Maulwurfs steter Arbeit, den aufnimmt  
jede neue, nachfolgende Generation.

*„Die Arbeit ist das lebendige, gestaltende Feuer; die Vergänglichkeit der Dinge, ihre Zeitlichkeit, als ihre Formung durch die lebendige Zeit.“*

*Karl Marx*

**In den Zeiten der Nachrüstung, und heute wieder – Brecht und Bloch lesend**

**Zukunftsvergehen**

Denen, die heute leben  
wird der morgige Tag schon verstellt.  
Und die Zukunft verlierend  
erfriert zeitlos die Hoffnung.  
Im Vergehen der Zukunft verlieren wir  
das Prinzip unserer Gattung  
als einer werdenden erst.

**Heute künftig zu**

Doch die heute leben,  
und wie sehr auch erstickend  
die Macht all der toten Geschlechter,  
doch die heute leben, sind tätig.  
Tätiges Leben geschieht noch  
und ist nicht gefroren  
zu Starre aus Eis.

Doch die heute leben also,  
leben auch jenes Prinzip,  
tragen in sich diesen Keim,  
das Neuaufkeimen, immer,  
gegen die Trägheit  
des widerständigen Todes,  
aufspringende Widersprüche  
Voll Hoffnung.

## Heute künftig zu – gefährdet

Und in finstersten Zeiten noch  
und im schlimmsten Vergessensein,  
im heute der Nachgeborenen,  
im namenlos sein des Dichters,  
der die Leiden und Kämpfe besungen  
vergangener, nachwirkender Zeit,  
hatte er doch die Gewissheit  
von der Zukunft der Gattung.

Namenlos aber heute und lähmend ist  
was die maßlos und blind an sich selbst  
praktisch umwälzende,  
schauende, sinnende Gattung Mensch,  
Krone des Experimentum Mundi (?),  
sinnlos, selbsttätig und schauernd  
sich selbst und all ihren Mitgeschöpfen  
drohend als Apokalypse malt.

Namenlos ist also er,  
jener schrecken undenkbarer Leere  
nach dem Ende der Gattung,

Fehlgeschlagenes Experiment!  
Nicht wie in jeder Epoche  
der Geschichte der vielbrauchenden Gattung,  
drohend und wirklich zugleich:  
die Barbarei dreißigjähriger Kriege:  
In Hellas blühender Zeit,  
und auch nach ihrer Wiedergeburt  
am Ende des Mittelalters,  
des finsteren,  
das doch auch  
Licht kannte  
im Wandel der Zeiten.

Fehlgeschlagenes Experiment also nicht,  
das doch die Hoffnung beließ  
im Fortschreiten der Nachgeborenen.  
Zerschlagene Hoffnung vielmehr  
am Ende des Anthropozän?  
An die Wurzel gegangen,  
denkend und praktisch umwälzend  
die zu gewinnende Welt,  
an die Wurzel gegangen  
ihres Traums  
vom Beginn  
der wirklichen Menschheitsgeschichte  
wäre traumlose Nacht nur gefunden.

Und doch träumen wir heute,  
bei abstumpfender Arbeit, verwaltender Herrschaft  
im Konsumrausch gleichmachend individuiert,  
als Voyeure der Schrecken und Traumfabriken.  
Im zeitlos wiederkehrenden Heute  
träumen wir noch:  
den Wind, die Berührung, das Lachen,  
die uns wirklich treibenden Wünsche.

Und können so leben  
mit unsicherem Ausgang  
und mit Furcht und mit Hoffnung;  
und können so handeln  
auch in finsternen Zeiten -  
verantwortungsvoll.

*„Was Moishe Postone über die „Kapitalform“ schreibt, gilt auch für das Vorhaben der Wissenschaft: Es „hängt ihr der Traum einer äußersten Grenzenlosigkeit an, einer Phantasie von Freiheit als der völligen Befreiung von aller Stofflichkeit, von der Natur. Dieser Traum des Kapitals wird zum Alptraum für all das und all diejenigen, wovon sich das Kapital zu befreien sucht, den Planeten und seine Bewohner.“*

André Gorz

### **conditio humana**

Wer auch immer er sei, der Weltenmeister.  
Wir verdanken das Sein als lebendige Geister  
einer langen Geschichte, weit vor unserer Erfahrung und Macht.  
Ach der Menschen endliche Ewigkeit - wie rasch vollbracht.

### Conditio humana

Was vor ihr lag, was ihr folgt, das erfahren wir nicht,  
machen uns Vorstellungen nur, und mit Einbildungskraft  
schaffen wir in den Grenzen, die uns gesetzt, manches helle Licht,  
berauscht, bisweilen, von der eigenen Schöpferkraft.

### Überschreitend, göttergleich

Doch erst in der reinen Form, ewig und körperlos,  
in der vermeinten Sprache dessen, der alles vollbracht,  
von aller Erfahrung befreit unseres irdischen Los  
gegen die Entropie die Vernunft geträumt und gedacht.

### Abstrakt Vollendet

Körperlos, ewig sich forterzeugend aus sich  
Verschmelzend mit aller Vernunft zugleich  
Hinter sich lassend alles, was noch lebendig,  
eintönig jedoch in Bites, ohne Atem, kalt und bleich.

### Verstoßener Engel oder Wissenschaft

Dieser Traum: Ray Kurzweils selbstlaufende Wissenschaft  
ist ein Alptraum für alles, was heute noch lebt.  
Kleine Ewigkeiten: Leid, Glück, unsere Leidenschaft,  
sie erhalten wir irdisch nur, ausgekostet, gelebt

Wenn wir Innehalten:

Unser Menschsein  
gegen den Furor  
einer abstrakten Wissenschaft,  
die sich setzen will  
an uns'rer Erfahrung statt,  
für erfüllte Augenblicke, bisweilen,  
Alpträume, ausbrütend  
in kalten Unendlichkeiten.

Oder den Atem spüren  
und unsere Vergänglichkeit,  
und das Leben führen,  
unser Menschsein weiter spüren,  
all die kleine, irdische Glückseligkeit.  
Und auch all die Schmerzen tragen,  
und immer nach der Würde fragen,  
die sie erst ausmacht, unsere Menschlichkeit.

Conditio Humana

*„Moderne Naturwissenschaft: Sie beginnt damit, dass man die Erde als Teil des Universums betrachtet und nicht eigentlich als Natur, sondern als Physik als eine Abart der Astronomie betreibt. Dabei werden alle früheren Naturgesetze zugunsten „universalerer“ entwertet, wobei aber zu beachten ist, dass wir uns von diesen „universaleren“ Gesetzen weder eine Anschauung noch einen Begriff machen können, weil wir selbst ja Erdnatur sind. Andererseits können wir in diese Erdnatur mit „universalen“ Mitteln eingreifen. Diese Mittel sind zerstörerisch, weil aus dem Gesichtspunkt des Universums betrachtet, für das wir nicht gemacht sind. Die „universelle“ Physik zerstört die Erdnatur, nachdem sie die erdgebundene Physik relativiert hat. Für das Universum ist das ganz gleichgültig.“  
Hannah Arendt*

## VI. Erinnerungen

### Landschaftsbilder – ein Augenblick

Was wir wohl alle erinnern, jeder von uns,  
das sind diese frühen Augenblicke  
von Landschaften und Jahreszeiten,  
darin wir aufgingen und eins waren damit:  
mit Gerüchen, einem Lufthauch, diesem Licht.

Frühling: Birkenzweige, grün leuchtend vor roter Backsteinwand,  
fröhliche Stimmen, Fliederduft, der Maikäfer auf seinem Blatt.

Sommer: Getreidehocken auf Stoppelfeldern und flirrendes Licht,  
du suchst durstig den Schatten zum Waldsaum hin.

Im Herbstwind: dein Drachen, vor wechselnden Wolken tanzend,  
deine Gedanken lässt du reiten mit ihm, über die Wolken dahin.

Im Winter: auf dem Feld eine Schneehütte, Weite und eisiger Wind,  
und in den Häusern dort drüben wartet behagliche Wärme auf dich.

Fern der Kämpfe in jahreszeitloser Betriebsamkeit  
zwischen Glasfronten, Neonlicht, Stahlbeton,  
jenseits der Dunstglocke der großen Stadt  
scheint das bisweilen neu auf,  
schafft alten Wolkenträumen von Neuem Raum.

Der Blick in die Weite. Berggrate begrenzen die Träume nicht.  
und über den Wolken noch findest Du Raum für weiten Gedankenflug  
und Ruhe – vor deinem Auge Natur, wie von Menschen ganz unberührt.

Doch nur in uns schaut sie sich so, wenn wir so eins werden mit ihr.  
Und in dieser klaren Luft mit merkwürdig von innen leuchtendem Licht,  
das dieser Tag und der nächste nicht enden wird, einen Sommer lang,  
kannst du durchatmen, wachsen dir Kräfte neu zu, sammelst du dich,  
neu einzutauchen in das Getümmel der Kämpfe, die auch deine sind.

In das Getriebe, dem wir immer noch nicht  
menschliches Maß zu geben vermochten,  
endlich die Dunstglocke aufzubrechen und  
Gesellschaft in Landschaftsbilder zu prägen,  
wie belebte Ruinen, wohnlich und schön.



## **Jahreswechsel**

Atemlos machen uns diese Zeit  
und des Alltags kleinere Freuden,  
sie verschaffen Gelegenheit  
zum Vergessen der größeren Leiden.

klingelnde Kassen, Weihnachtsmarkt,  
irrlichternde Tannenbäume  
und wir suchen in falschem Glanz  
die Erinnerung ferner Kinderträume,

schieben uns durch die Menge,  
keine Zeit ihnen nachzuhängen,  
verfolgt im Kaufhausgedränge  
von seicht-süßen Weihnachtsklängen,

Für unsere Lieben brauchen wir noch  
ein paar nette Weihnachtsgaben.  
Doch wissen nicht was, weil wir die doch  
längst aus den Augen verloren haben.

Kommen müde nach Hause und haben  
irgendwie dieser Konsumentenpflicht  
am Ende doch etwas Rechnung getragen,  
nur wirklich beschenken tun wir uns so nicht.

Der Abend wird etwas turbulent,  
wir sind voneinander enttäuscht, und wir streiten,  
ehe wir nach Fernsehberieselung  
in nur wenig erholsamen Schlaf entgleiten.

## **Weihnachtsmärkte**

Der erste überstrahlt sie alle:  
bunt, neu und leuchtende Kinderaugen,  
staunend-begierig an Oma Emmas Hand,  
Clown am Reck, Stehaufmännchen, geliebter Tand.

Kitsch, durchgestilt, überquellend  
und Menschen, die auf der Suche sind,  
ganz gewiss wieder strahlende Kinderaugen  
Konsumzwang, für sie noch mit Zauber durchtränkt.

Sehe diesen Weihnachtsmarkt  
und sehe davor so viele, wie grad gestern  
und doch schon so weit zurück. Hab meine Kinder  
Vor Augen: gleicher Zauber, gleicher strahlender Blick.

Doch der erste überstrahlt sie alle:  
bunt, neu und leuchtende Kinderaugen,  
staunend-begierig an Oma Emmas Hand  
Clown am Reck, Stehaufmännchen, geliebter Tand.

## Klassentreffen

Auf dem Foto, das herumgereicht wird,  
fröhliche Jungengesichter, vor Vergangenheiten:  
Lateinklasse, Bahnhof Paestum, auf dem Weg  
von der Schule ins Leben, vor allen ausgebreitet.

Unbeschwert in diesen Zeiten des Beginns  
der Öffnung eines weiten sozialen Raums.  
Wie viel Zukunft damals vor uns, an diesem Ort  
früher Anfänge, sehr ferner Vergangenheiten.

Und wenn ich nun in die Runde blicke,  
meist erfolgreicher, älterer und gesetzter Herrn,  
scheint mir: Kaum einer ist noch etwas jung geblieben:  
verflogene Träume, gelebte Leben, Anpasstheit?

Ach an solchen Treffen haftet doch immer  
So ein leichter Hauch von Regression.  
Man blickt zurück, träumt nicht mehr nach vorn,  
sinniert abends spät über Vergeblichkeiten.

Doch vielleicht ist noch einer in dieser Runde,  
der die enttäuschten Träume nicht einfach vergaß  
und noch immer auf Grenzüberschreitungen hin  
ganz lebendig blieb, wagt, neu beginnt?

## Abend

Vor mir das Essen,  
zweiter von fünf Gängen,  
Früchte des Meeres,  
auf das ich schaue  
vorbei an deiner Schulter,  
an der ich ruhen mag,  
vielleicht, am nächsten Morgen.

Das Essen schmeckt!

Draußen ein letzter Glanz  
des kühlen, klaren Abends.  
Im Silberdämmerlicht,  
grau-blau durchweht,  
schwimmen die Spiegelbilder  
der Möwen auf dem Kai.  
Und durch den Raum  
entschweben Gedankenbilder.

## Erinnerung an G. H.

Immer warst du freundlich.  
Und dein Lächeln,  
auf Einvernahme, auf Verbindung  
war es, fast zärtlich, aus.

Wenn irgendeiner von uns  
Friedfertigkeit  
allen vor Augen führte,  
dann warst das du.

Und wer dich kannte,  
der sah einen stillen Beobachter,  
der sie sah:  
die Abgründe der Menschenwelt,

und der sie so zeichnen mochte,  
gelegentlich, unter vier Augen,  
wenn man sie ihm entlocken konnte  
als Aphorismen, mild belächelt.

Der sah den, dem vom Pathos  
der Jugend, schwer bei ihm zu denken,  
immer geblieben ist:  
Freundlichkeit im scharfgesicht'gen Blick.

Mag sein, am Ende verschwamm  
manches dir zu einem Bild  
einer gleich-gültigen großen  
Fragwürdigkeit unserer Welt,

in der wir anderen uns  
weiterhin mühen werden,  
jene Räume zu schaffen  
für Freiheit und Freundlichkeit –

unter Friedfertigen.

## Leben

Mein dahingelebtes Leben  
verlorene und gelebte Zeit,  
mein bisweilen bemühtes Streben,  
kleines Spiel mit der Ewigkeit.

Einige geliebte Wesen  
in ferner Nähe, bedeutungsvoll,  
freundlich viel zu selten gewesen,  
unausgeglichen Haben und Soll.

Auf die Arbeit geworfen,  
als Stärke gewisse Beharrlichkeit,  
kein so ganz übler Output  
und trotzdem führt's nicht sehr weit.

Der ungelesenen Bücher zu viele,  
Gedanken nicht zu Ende gebracht,  
nicht zu Ende gespielte Spiele,  
vor der großen, dauernden Nacht.

Frühlingsdüfte, Sommerhitze,  
Wind, Regen, Sonnenstrahlenglanz,  
die ich, vergangen, doch besitze  
nachglänzend, heiter, doch nie ganz.

Zu wenig Welt mir anverwandelt,  
viel durchstreift, doch nie genug,  
oft nicht entschlossen genug gehandelt,  
bisweilen dicht am Selbstbetrug.

Träume immer in mir getragen,  
und von ihnen getragen immerfort,  
aber den Einsatz des Lebens zu wagen,  
fand ich doch zu selten den rechten Ort.

Habe beobachtet und versonnen  
gemeint, dass sich vieles ändern soll,  
hab auch gekämpft, hab selten gewonnen,  
etwas erschöpft am Ende, fast lebensvoll.

Mein dahingelebtes Leben,  
verloren gelebte Zeit, kleiner Ring,  
mein bisweilen bemühtes Streben,  
kleines Spiel mit der Ewigkeit.

## VII. Ausblicke

### Suche

„Alter Mann“: spielerisch hast Du mir das zuerst gesagt,  
vielleicht vor vier, fünf Jahren.

Ich fühlte mich noch in den besten Jahren,  
damals. Und Du warst unreif, atklug, sehr begabt,  
und zwischen uns, da spürte ich die Liebe.

Altern: das ist heute stets Begleiter meiner Reflexion.

D.h. ich trenne mich von Dingen meines Lebens,  
die mir wichtig waren, selbstverständlich, Lohn.

Und ich suche und ich finde täglich Neues.

Und ich gewinne an Erfahrung,

dass alles klarer wird. Altes, Vergangenes  
wird mir gegenwärtig, schafft Durchsichtigkeit  
des Lebens auf die Dinge, die dem Leben wichtig sind.

Wir trennen uns von Teilen unseres Lebens,  
und wir gewinnen doch dabei hinzu.

Sehr fremd mag Dir das alles klingen,  
und doch wird's Dir nicht so ganz anders gehen.  
Zwar gibt es große Unterschiede, denn Du suchst  
und greifst nach Deinem eigenen, neuen Leben.

Die Welt liegt noch vor Dir

scheinbar so unendlich ausgebreitet, nur für Dich.

Und Du willst nichts versäumen, freudetrunken  
spürst Du alle Kraft der eigenen Jugend,  
lebst und genießt die Welt zugreifend so, versunken  
ganz im Jetzt und Hier.



Es gibt so, will mir scheinen,  
ein gewisses Maß an Rücksichtslosigkeit  
der Jugend, jungen Lebens  
im Gebrauch der immer neuen Welt.

Und es gibt die Gefahr,

berauscht von ihr voranzuschreiten, selbstvergessen.

Das frühe Staunen über sie, es ist vergessen,  
und Reflexion auf sich und auf die Welt, die man  
nun endlich ganz gewinnen und genießen will,  
ist gar nicht selbstverständlich.

Um so weniger ist dies gegeben, wenn man

Sein eigenes, neues Welterleben  
immer wieder rauschhaft sucht, die Härte  
dieser Welt bei sich verflucht und sich  
fort träumen will aus ihr.

So weit die Unterschiede, die gegeben sind,  
ganz unausweichlich, biographisch eben zwischen uns.

Du beginnst Dein eigenes Leben  
nun endlich ungebunden von den Zwängen  
deiner Eltern, welche schon entwerden.

Wenn Du in zwanzig Jahren dann einmal  
auf jene Hälfte blicken solltest, die Du so  
für Dich bewältigt, wie zu hoffen ist mit Anderen,  
gestaltet hast und nicht nur so dahingelebt –  
sind sie unwiederbringlich.

Dann werden das die zwanzig Jahre sein,  
die ich für mich, mit etwas Glück, aktiv noch leben konnte.

Dann wirst Du in der Mitte Deines Lebens stehen,  
während Deine Eltern ihre letzten Schritte gehen  
auf dem Weg ihrer „Entwirklichung“.

Trennungen sind unvermeidliche Konstanten unseres Strebens,  
und die der Kinder von den Eltern sind ein Teil davon.  
Wir verlassen den zuvor geteilten Raum des Lebens.  
Dies ist nie leicht und kann sehr schmerzlich sein,  
wenn es im Streit geschieht,

Sprachlosigkeit sich über solche Trennung legt,  
enttäuschte Hoffnungen und Liebe offen liegen,  
und wie unversorgte Wunden bluten, und wenn  
Verbitterung wie Schorf sich auf sie legt,  
während sie weiter schmerzen.

Im „Spiel“ des Lebens ist dann immer Liebe,  
die nicht gewürdigt, nicht erwidert scheint.  
Und was so bleibt, sind Bitterniss,  
sind wilde, kaum beherrschbare Gefühle  
von Verlassenheit.

Wir haben Welt. Dieses ist unser Vorrecht vor den Tieren.  
Doch dies geschieht nur, wenn wir sie uns anverwandeln.

Wir haben Welt nur dadurch, dass wir tun.  
Und unser Tun ist Arbeit. Die ist Mühe,  
doch sie allein schärft unsere Sinne,

für uns selbst, für Andere, für die Welt  
als unser Leben, als Erfahrungsraum  
von endlicher Unendlichkeit, aus der  
wir schöpfen und an die wir geben:  
Sinnhaftigkeit in allem unserem Tun.

Und dies allein ist wirklicher Genuss am Leben,  
der ohne Mühe keinem zugefallen ist.  
Und merken erst, ob wir dies alles fortgegeben,  
oder als Möglichkeit genutzt in unserem Leben,  
auf unserer Suche, ganz zum Schluss.

## **Geh nicht allein**

Groß und irgendwie tapsiger Bär -  
Dass der mal auf meinen Schultern ritt,  
das glaubt heute wirklich keiner mehr.  
Scheint zufrieden in seiner Höhle mit sich.

Es geht mir mit ihm wie auch mit dem Anderen,  
auf ihre Art beide viel zu bequem.  
Mach's mir aber leicht, diesen Spiegel zu zeigen,  
denn es ist nicht einfach, heute aufrecht zu geh'n.

Hatte selbst sehr viel Glück mit den wilden Jahren,  
meinem Aufbruch nach der bleiernen Zeit.  
Spreche zu oft davon, geh' auch immer noch weiter,  
hab das Aufrechtgehn dennoch zu wenig gelebt.

Weiß viel zu wenig von deinen Träumen,  
weiß dass du sie brauchst, hoffe dass sie dich tragen.  
Sprechen zu wenig, große Schweiger, seltene Fragen  
Spüre so, dass wir manches versäumen.

Jedem von uns seine Zeit, dir eben die deine.  
Und keiner kommt jemals aus seiner heraus.  
Geh du deinen Weg, aber geh ihn nicht alleine!  
Er wird schwer genug, allein richtest du wenig aus.

## **Sehnsucht – immer noch**

Lag in den letzten Wochen oftmals wach,  
hab grübelnd mich gewälzt,  
Gedanken neu gefasst, verworfen,  
hab geträumt, ein wenig auch gehofft.

Es geht um Liebe!

Wie war die Arbeit mir das wichtigste.  
Werde so und wirke aber kaum,  
geh so an mir zu Grund zuletzt?  
Jedoch was soll mir noch gescheh'n?  
Erklär's mir, Liebe!

Hab Einsamkeit und Trauer übersehn:  
bei uns, bei meinen Söhnen, hier  
wo wir an unsren Fundamenten bauen  
von menschlicher Lebendigkeit.  
Erklär mir, Liebe!

Lebst herrisch und in Sorge ganz für uns,  
und ich für meine Arbeit: dass es weiter geht!  
Doch spüren wir bisweilen: Es wird kühl.  
In unserem Alltag viel Gleichgültigkeit.  
Suchen wir noch Liebe?

Neu zu erfinden uns're Zweisamkeit,  
wird nicht so leicht sein. Doch  
was war schon leicht im Leben?  
Woll'n uns versuchen an der Schwere  
wärmender Freundlichkeit.

Erklär mir, Liebe, was ich nicht erklären kann,  
und lass uns finden, an einander Halt.

## **Gelassenheit des Beobachters**

Pessimismus des Gedankens – Optimismus der Tat!

Und der handelt, handelt  
letztlich immer  
gewissenlos:  
„Right or wrong, may Country“

Vergeblichkeit all' unseres Strebens?

Spuren im Sand verweht?  
Vergehende, endliche  
Nichtigkeiten?  
Nein! Hier und jetzt wird gelebt!

Das Verstehen geht ihm voraus  
dem politischen Handeln.

Und der Beobachter  
verstehet  
seine eigene Ohnmacht zuletzt.

Und was er denkt, tut sie nicht,  
jene Doppelgängergestalt  
des Dichters  
am Rhein.

Gespinnste überwinden die Ohnmacht nicht.

Dennoch willst du begreifen, beobachtend,  
was hier mit uns geschieht,  
was wir tun  
in unserer Zeit.

Mit Verstehen beginnt Politik:

und wird wieder sein das Wir,  
Raum der Freiheit, des Streits.

### Winds of Change<sup>3</sup>

„Widerstandslos, im großen und ganzen,  
haben sie sich selbst verschluckt,  
die siebziger Jahre“, schreibst Du, und  
„Utopien, gewiss aber wo?  
Wir sehen sie nicht, wir fühlen sie nur,  
wie das Messer im Rücken“.

Immerhin stellen sie an sich fest  
Eine gewisse Beharrlichkeit,  
die Frösche von Bikini.  
Aber beharrlich ist am Ende nur  
Die Vergänglichkeit, und immer  
Schon da, die Furie des Verschwindens.

Der Ent-täuschungen sind viele, und  
Nichts bleibt wie es ist, glücklicherweise.  
Und gar nichts mehr zu sagen,  
wäre falsch, sagst du ebenfalls.  
Noch so desillusioniert also,  
widersprichst Du,  
ohne Gewähr für Nachgeborene.

Wenn ich Dich also von neuem lese, heute,  
dann merke ich: Nur vor deiner Erfahrung  
der ‚wilden Sechziger‘ schrieb es sich so.  
Aber weil nichts bleibt wie es ist,  
und wir Teil sind des lebendigen Feuers  
denken wir nicht nur gerne an sie zurück.

Denn sie liegt vor uns die Zukunft.  
Sie atmet immer neu, die Hoffnung.  
Der Wissensarbeiter spürt ihn eben selbst,  
seinen Jammer. Und ohne Gewähr  
liegen von neuem im Streit  
Einbildungskraft und fühllose Notwendigkeit.

---

<sup>3</sup> Kleine Reflexion zu Hans Magnus Enzensbergers „Furie des Verschwindens“

## Zuversicht.<sup>4</sup>

Du sitzt da, ganz entspannt,  
und sehr lebendig  
erzählst deine, unsere Geschichte.  
als Geschichte von Kämpfen.  
Gelebtes Leben ist Kampf, immer.  
Und aus der Nacht des Jahrhunderts  
Fanden sie Richtung. Du berichtest  
von vielen Niederlagen und  
Neuanfängen, immer wieder.

Graues Haar, Altersflecken,  
und so lebendig leuchtet  
in deinen Augen Freundlichkeit.  
Auch wenn du von denen sprichst,  
die gegen dein Urteil standen,  
aus der Arbeiterbewegung kamen wie du  
ihre Institution gewordene Macht  
zum Ausdruck brachten - und verloren  
die Kraft aus ihren Wurzeln und Zielen.

Vor Büchern und Bildern sitzt du, und in  
deinen Worten erwachen Vergangenheiten,  
wird wieder lebendig, was einmal war.  
Im Einklang mit diesen Kämpfen der Zeit  
blickst du auf die, die erst kommen werden,  
gelassen, um scharf zu beobachten und  
teilzunehmen an ihnen, noch immer  
als Teil des lebendig formenden Feuers,  
enteigneter Arbeit und lebendiger Zeit

---

<sup>4</sup> Zu Juri Hälkers Interview mit Jacob Moneta

## **Am Anfang, immer wieder**

Zunächst das: „Lob des Zweifels“:  
Nie ist sie abgeschlossen, deine Arbeit.  
Immer bleibt ein Mangel. Du spürst ihn  
Und du setzt von neuem an.

So bleibt Lebendigkeit in Allem.  
Nur so entfaltet weiter sich das Werk.  
Und es entflammt, was einzig zählt:  
das Feuer der lebend'gen Arbeit  
immer wieder.

Dann: die Enttäuschung über Widerstände.  
An diesem Punkt, da hattest Du schon angesetzt:  
einmal vor Jahren, später wieder, nun erneut,  
jedes mal besser, aber doch vergebens?

Du überzeugst die nicht, auf die du zielst.  
War deine Analyse immer noch zu schmal?  
Oder sind es der Andren eingefahr'ne Muster,  
ihre bequemen Wege ihre Denkfaulheit  
immer noch.

Schließlich: die Arroganz institutioneller Macht,  
findig sich anzupassen, blind sie zu sehen:  
verpasste Chancen, unterspülte Fundamente  
vom Strom der Zeit: „am Grunde der Moldau“  
die Steine.

Zuletzt :der Sysiphos in uns, der glückliche:  
es geht um's tun. Was blieb dir sonst?  
Unfertig unsere Welt, unfertig auch wir selbst,  
die wir sind und uns nie haben, am Anfang stehen:  
immer wieder.



## VIII. Das rettende Geländer der Poesie

„Poesie-

Was aber ist das, die Poesie.

Manch wacklige Antwort fiel

bereits auf diese Frage.

Aber ich weiß nicht und weiß nicht und halte mich daran fest

Wie an einem rettenden Geländer.“

„Etwa zwei pro Tausend“ - so schreibt Wiszlawa Szymborska an anderer Stelle in ihrem Gedicht „Manche mögen Poesie“ - mögen Poesie, „mögen aber man mag ja auch die Nudelsuppe“. Und man mag Gedichte lesen, sich von ihnen berühren lassen, sich selbst schreibend daran versuchen, etwas zu verdichten: Erfahrungen, Empfindungen, Gedanken – aber man weiß nicht und weiß nicht, und man hält sich weiter damit auf und daran fest. Man kann davon nicht leben. Und man ist weit davon entfernt, sich vorrangig mit der Poesie zu befassen. Es gibt Vordringlicheres im Leben: Dinge, die wir herstellen, Beziehungen, die wir vernachlässigen, neu aufnehmen, erneuern, leben, Orte, die wir aufsuchen, um womöglich auch politisch zu handeln. Schließlich leben wir in einer Demokratie, in der wir uns als mündige Bürger ansehen. Und wenn die Verhältnisse zunehmend postdemokratisch werden, sich refeudalisieren, wird politisches Handeln noch um so wichtiger. Und dann sitzen wir doch wieder, ganz in uns selbst versunken, zeit- und ortlos geradezu, und mühen uns um einen jener Texte, in denen jedes Wort gewogen wird, wie Wiszlawa Szymborska sagt.

Dieses literarische Schreiben scheint eine einsame Tätigkeit, auch wenn sie im Ergebnis ganz und gar darauf aus ist, sich mitzuteilen – jenen etwa zwei pro tausend - immerhin. Aber dieses Schreiben ist doch nichts, bei dem man einsam ist. Vielmehr ist man allein und zugleich ganz bei sich, außerhalb der Ordnung der gewöhnlichen Tätigkeiten des tätigen Lebens. Im Zwiegespräch mit sich selbst, wie in der Meditation oder im philosophischen Denken, entfernt man sich aus dem Gegenwärtigen und Zuhandenen. Wie beim Denken „preßt“ man, wie Hannah Arendt schreibt, „aus den vielen Einzeldingen – die es Dank der Entsinnlichung handlich zusammenfassen kann – allen Sinn heraus, der in ihnen stecken könnte. Verallgemeinerung steckt in jedem Gedanken, auch wenn der den uneingeschränkten Vorrang des Einzelnen betont.“ In der Philosophie folgen hieraus all die Gefahren metaphysischer Trugschlüsse: also die Vorstellungen, so philosophisch denkend zum eigentlich Wesentlichen vorzudringen und die Welt der Erscheinungen, in der wir uns bewegen, demgegenüber als eine Welt von Oberflächlichkeiten hinter sich zu lassen.

Zu versuchen, seine Gedanken dann in eine poetische Form zu bringen, bedeutet im wortwörtlichen Sinne, sie zu „verdichten“. Und wie beim philosophischen Denken, wie bei allem Denken, geht es dann auch um Sinnfragen. Aber wie bei aller Kunst bleibt das lyrische „Verdichten“ von Gedanken, anders als viele Philosophie auch immer untrennbar mit der Oberfläche der Erscheinungen unserer Lebenswelt verknüpft. Es ist dem Staunen über die Welt verwandt, das am Anfang der griechischen Philosophie steht, und ebenso am Beginn unseres einzelnen Lebens, sofern uns eine halbwegs glückliche Kindheit vergönnt ist. Es führt nicht geradewegs in die (ver)zweifelnde abstrakte Selbstreflexion der Philosophie, die mit der Neuzeit neu anhebt. Es bleibt immer, mit dem Anspruch künstlerischer Gestaltung, der Liebe zur Welt verpflichtet.

In exakt diesem Sinne versteht Eva Strittmatter in ihrem Gedicht „Strahlung“, einem Gedicht über Gedichte, Lyrik: als „unsichtbare Wesen, die manchmal an uns streifen“, die „ewig bewegt sind in sich“ - weil Denken, auch wenn es in ihre Form gebracht ist, nie abschließend sein kann, vielmehr gerade durch diese Form zum Weiterdenken anregt. Und so können es einige Gedichte, vielleicht, schaffen „dass die Zeit in den Raum einfällt/Und stehen bleibt und geht nicht mehr/Vor und nicht mehr zurück.“ Und in diesem Sinne gilt dann, dass Gedichte, wenn wir sie schreiben, lesen oder hören, uns in einen Raum der „Ruhe des Jetzt in der von der Zeit bedrängten, umhergeschleuderten Existenz des Menschen“ versetzen. Und irgendwie ist dies, wie Hannah Arendt zu einer Parabel Kafkas zum Thema Zeit schreibt, „um die Metapher abzuwandeln, die Ruhe im Zentrum des Sturms, die zwar etwas völlig anderes ist als der Sturm, aber doch zu ihm gehört. In dieser Lücke zwischen Vergangenheit und Zukunft finden wir unseren Platz, wenn wir denken, das heißt, wenn wir der Vergangenheit und Zukunft so weit entrückt sind, daß wir dazu gut sind, ihren Sinn zu finden, die Stellung des ‚Schiedsrichters‘ einzunehmen, des Richters und Beurteilers der vielfältigen, nie endenden Geschäfte der menschlichen Existenz in der Welt, eine Stellung, die nie zu einer endgültigen Lösung dieser Rätsel verhilft, die aber immer neue Antworten auf die Frage bereit hat, um was es bei alledem wohl gehe.“ Und Gedichte, die eben nicht bloß in Reim gesetzte Worte sind, bringen solches Denken, oder auch die Erfahrung solchen Denkens in eine künstlerische Form, die einen Gedanken, oder auch die Gestaltung einer Empfindung nie abschließen kann, vielmehr zum Weiterdenken anregen will. Aber aufgrund der „verdichteten“ Form und des Heraustretens aus der umhergeschleuderten Existenz des Menschen in die Ruhe im Zentrum des Sturms kann Eva Strittmatter schreiben: „Gedichte sind Anitmaterie. Schwer./Monolithisch. Wie der Tod. Wie das Glück“.

Selbstredend gibt es auch eine andere Lyrik, etwa das politische Gedicht, das in bündiger Form politische Fragen auf den Punkt zu bringen sucht, um so unmittelbar zum politischen

Handeln zu motivieren. Und auch hier findet man große Lyrik. Und man darf beide nicht gegeneinander ausspielen. Aber vielleicht kann man sagen, dass solche Gedichte, auf die Eva Strittmatters Gedicht über Gedichte passt, auf die eine oder andere Weise nicht nur um zentrale politische Fragen sondern um letzte Fragen, um Kernfragen unserer Existenz kreisen, auf dieser dunklen, uns bergenden Erde. Für eine bestimmte Teilmenge lyrischer Texte bringt dieses Gedicht punktgenau, eben „verdichtet“ diese Besonderheit solcher Art Lyrik zum Ausdruck. Es geht um die ganz einfachen Dinge, Empfindungen eines frühen fast noch ungeschiedenen Teilhabens an der natürlichen und der menschengemachten Welt um uns herum, in deren Zeitstrom wir mit treiben, um deren Erfahrung und Gestaltung, die uns Menschen noch zu keiner Zeit so selbstverständlich möglich schien, wie in der gegenwärtigen Epoche, und deren Nicht-Verfügbarkeit in unserer endlichen Zeit uns zugleich doch immer wieder dämmert. Es sind Erfahrungen, an die wir mit jenem ursprünglichen Staunen, von dem Ernst Bloch in seiner „Tübinger Einleitung zur Philosophie“ spricht, jene Fragen richten, mit denen alle Philosophie beginnt, z. B. in Eva Strittmatters „Zwiegespräch“ oder der „Lust der Entdeckung“ oder auch bei Rainer Maria Rilkes Gedicht von „jenen langen Kindheit-Nachmittagen, die so nie wiederkamen“. Und es geht um die immer wiederkehrenden Erfahrungen des erkennenden Verlusts dieser Ungeschiedenheit, der Trennungen, aus denen unser Leben geschieht, ihres Erlebens, wenn wir sie in bestimmten Augenblicken zugleich sinnlich spüren und dann, wenn sie uns schmerzen, auch reflektieren – bis hin zu der Reflexion auf die letzte unausweichliche Trennung von diesem Leben selbst, auf die Endlichkeit unserer Existenz, den nicht zu versöhnenden Zwiespalt des Lebens, aus dem dann aber doch wieder der Blick auf das Leben als Möglichkeitsraum gewonnen werden kann, wie in Eva Strittmatters Gedicht „Möglichkeit“: „Ich füge hinzu: Es gibt auch das Schöne/Das rauschende Blau ist das Leben wert./Erst recht das Reich der bemeisterten Töne./Und das Wort, das die Lust und das Leiden vermehrt.“

Dies also wäre „das rettende Gelände der Poesie“. Und im Sinne dieser Überlegungen, so denke ich, hat Wiszlawa Symborska mit ihrer Lyrik beharrlich auf der Dringlichkeit der naiven Fragen bestanden, die sich uns stellen – unverändert –, wenn wir der Idee unseres Menschseins nachspüren. Es geht hier um eine spezifische Form des Heraustretens aus der Ordnung der gewöhnlichen Tätigkeiten des tätigen Lebens. Es geht um eine spezifische Form des Nachdenkens und lyrisch Gestaltens unseres in der Welt Seins, unserer Erfahrungen mit unserer ersten und zweiten Natur. Es geht um eine spezifische künstlerische Form, aber untrennbar auch um eine durch sie mögliche Verknüpfung abstrakten Denkens über und konkreter Erfahrungen in unserer Lebenswelt. Wenn Gedichte so „manchmal an uns streifen“, wenn also die Gedanken und Erfahrungen, die darin gefasst und zum Ausdruck

gebracht worden sind, uns berühren, dann spüren wir dieses Gelände der Poesie, und dann kann es uns Halt geben. Was uns vermittelt wird, ist zum einen das andächtige Staunen und manchmal eben auch das Erschrecken über das Ungeheure einer im Letzten eben unverfügbaren Welt, die wir als Menschen haben, anders als alle anderen Lebewesen, von der wir Teil sind, die wir, wie uns selbst, in unserem Tun erkennend verändern. Einer Lebenswelt, in der auch die Philosophie die „Bodenlosigkeit des Wirklichen“ anerkennen muss, wie Helmuth Plessner schreibt, in der wir als handelnde und erkennende Subjekte uns im Letzten unergründlich und unsere Bestimmung Selbstbestimmung ist, und in und mit der wir immer noch werden.

Aber vermittelt wird uns doch zugleich auch die Zuversicht, damit leben zu können. Sicherlich müssen dann jeder und jede Einzelne von uns für sich und/oder gemeinsam mit Anderen innerhalb der (Un)Ordnung der gewöhnlichen Tätigkeiten unseres Tätigen Lebens entscheiden, was das Kunstschöne, dem wir da vielleicht begegnen, für uns sein wird: Das „mögliche Ende der Schrecken“, wie Heiner Müller in einem seiner Gedichte schreibt, oder „das Atemholen vor dessen Anfang“, wie wir es in Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien lesen können. Vielleicht aber ermöglicht uns die Poesie auch ein Atemholen zwischen unseren Anstrengungen, den Schrecken zu mildern oder gar ihm erfolgreich zu begegnen, der aus der Unordnung folgt, die unseren gewöhnlichen Tätigkeiten in der Vita Activa einen immer noch höchst unzulänglichen Rahmen setzen, der aber politisch anders gestaltet werden kann. Poesie wird zu solcher Gestaltung unmittelbar sicherlich nichts beitragen können. Was sie aber vielleicht vermag – darüber hinaus, dass sie den Einzelnen ein Gelände sein mag – ist, dass sie unserem Denken anstößig ist, das unserem Handeln und vielleicht auch Zusammenhandeln immer vorausgehen muss.

## Zum Autor

„Der sozialwissenschaftliche Beobachter hat immer mit Menschen zu tun, aber er muss doch aus sein auf ‚Überindividuelles‘, auf übergreifende Prozesse, Systemzusammenhänge, Strukturierungen, Objektivierungen. Dies sind die Maßstäbe der Zunft. Und Manche, die solche Maßstäbe definitionsmächtig setzen, klammern den konkreten Menschen schließlich völlig aus ihren Theoriegebäuden aus. Wer nicht nur professionell forschen, sondern seine Ergebnisse auch professionell ‚an den Mann oder die Frau bringen‘ will, kann sich das nicht leisten. Er muss immer auch Arbeitsbündnisse mit konkreten Personen eingehen können. In ihnen handelt er neben seiner Wissenschaft in Feldern außerwissenschaftlicher Praxis.

Dieses Handeln - die Erfahrungen die man dabei macht, mit Anderen und mit sich selbst – reflektiert man gewöhnlich vor allem im Blick auf den Erfolg: Bei der Lösung eines Problems, dem Transfer von Wissen usw. Und dieser Erfolg stellt sich bei weitem nicht immer ein. Das drängt dann bisweilen dazu, die Perspektive wirklich umzukehren und die Analyseinstrumente auszutauschen. Ich jedenfalls fühle mich immer wieder dazu herausgefordert, die Menschen, die mir nahestehen, denen ich begegne und die vom ausufernden Arbeitsalltag allzu leicht an den Rand gedrückt werden, ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Vor allem aber gilt das auch für das höchst subjektive eigene Erleben. Literarische Formen scheinen mir geeignet, dieses Besondere, sonst kaum bedachte, auszudrücken – und in diesen Formen mag es dann wiederum gelingen, auch das Allgemeine des Selbstseins und Selbstwerdens von uns Menschen sichtbar zu machen.“

*Helmut Martens* wurde 1948 in Hannover geboren, wo er aufwuchs und nach Abitur und abgebrochener Bundeswehrzeit Politikwissenschaften und Neuere Deutsche Literaturwissenschaften studierte. Seit 1973 lebt er mit seiner Frau und später seinen beiden Söhnen in Dortmund. Dort promovierte er und arbeitete im Bereich arbeitsbezogener Forschung und Beratung an einem der großen deutschen Institute sozialwissenschaftlicher Arbeitsforschung. Verknüpft damit und über die Zeit seiner Erwerbsarbeit hinaus engagiert er sich in Wissenschaftler-Praktiker-Dialogen ([www.forum-neue-politik-der-arbeit.de](http://www.forum-neue-politik-der-arbeit.de)) gegen die heute vorherrschende, hilflose Anpassung an die ‚TINA-Politik‘ unserer Tage. In Bezug und Auseinandersetzung mit beidem, und seinem (Er)Leben darin schreibt er neben wissenschaftlichen Veröffentlichungen auch Gedichte und Kurzprosa. Ein erster Lyrikband „Augenblicke- Lebenszeit“ erschien 2001 im Karin Fischer Verlag, Aachen. Er ist dort nicht mehr im Verlagsprogramm. Zwei weitere Bände mit Lyrik, Kurzprosa und Essays folgten 2006 im Selbstverlag und 2013 als eBook. In dem hier vorliegenden Band sind neue Gedichte mit einigen schon veröffentlichten zusammengefasst. Stetige Weiterarbeit an meinem „Geländer der Poesie“ also.